

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 6 (1938-1939)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Dr. G....  
**Autor:** Faesi, Robert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-760260>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Dr. G....

Novelle von Robert Faesi

S eitdem Gerold am 10. August 1792 bewusstlos, todwund aus dem Massacre der Tuilerien in diese Mansarde gerettet worden, waren Wochen verstrichen. Er begann zu genesen, — war er doch in guten Händen. Die Hände dieser Unbekannten, die ihn gerettet, weich-kräftige, frischdurchblutete, angriffige Hände eines Mädchens aus dem Volk, waren um ihn Tag und Nacht, flink und behutsam, zärtlich und mütterlich.

Und da waren die guten Hände des Arztes, alternde, hochgeäderte, peinlich gewaschene, bedächtige, erfahrene Hände. Gerold sah ihnen zu, wie sie sich an seinen Wunden zu schaffen machten. Ihr Verbinden und Lösen, ihr Waschen und Tupfen, konnte es gewissenhafter geschehen? War es nicht beinahe umständlich? Lag nicht ein wenig Pedanterie in ihren hygienisch-chirurgischen Prozeduren, in der Präzision, mit der sie die Klingen der winzigen Messerchen abzogen, in der Unermüdlichkeit, mit der sie an einem Lederläppchen die Brille blank rieben?

Mit gesammeltem Ernst, wenn auch müde, sahen die grauen Augen durch die Gläser, die Lippen waren streng zusammengekniffen, der Atem ging etwas mühsam durch die lange grade Nase, wenn der Arzt über den Kranken gebeugt das Werk dieser Hände leitete. Jeder Zoll ein kundiger, vertrauenerweckender, an seine Pflicht hingebener Fachmann. Fast andächtig war er am Werk. Und Güte mischte sich in die Sachlichkeit dieses Blicks. Was brauchte Gerold mehr zu wissen?

Und doch, er hätte wissen mögen. Indem jener sich über den Patienten beugte, hielt er ihn in Distanz. Diese Wortkargheit — war sie ihm angeboren? war sie Berufshaltung? Mag sein, doch darüber hinaus schien sie besondere Gründe zu haben. Der Medicus mochte nicht reden, gut. Doch er mochte auch nicht hören. Jeden Faden, den Gerold, den Marianne anzuspinnen suchte, schnitt er kurz ab.

Gerold brannte, über die Katastrophe in den Tuilerien mehr zu erfahren, und was war in den Feuillants unter dem fragwürdigen Schutz der Nationalversammlung mit deren König geschehen? Was vor allem mit den Kameraden von der Schweizer-

garde, die ihn hinbegleitet? Stimmten die schrecklichen Gerüchte, die Marianne auf der Strasse aufgegriffen? Die Zeitungen widersprachen sich, überboten sich. Schlimmes genug mochte wahr sein, doch was?

Der Medicus musste wissen. Doch er wich jeder Antwort, jeder Frage aus. Der Patient sei noch zu schwach. „Ueberhaupt, was gehn Sie diese Schweizer an“ wies er ihn unwillig ab. Und es fruchtete nichts, dass Gerold einwandte: Wenn ihn die Schweizer nichts angingen, wie sollten sie ihn dann aufregen können?

Der Blick aus des Doktors grauen Augen bestärkte Gerolds Verdacht, dass diese mehr durchschaut hatten, als beiden Teilen lieb sein mochte. War Gerold wirklich, wie Marianne angegeben hatte, ein Nationalgardist auf Seite der Revolutionäre, wozu dann diese ängstliche Absonderung von den Hausgenossen? Ueber die grosse Wunde hatte der Arzt von Anfang an den Kopf geschüttelt. Von einem Schweizersäbel oder Bajonett rührte sie sicherlich nicht her; wie aber wäre ein Schweizer zu dem ungeschlachten Werkzeug gekommen? Darüber schwieg man sich beiderseits aus. Wie taktvoll, diese Frage zu umgehen, nicht einmal den Namen des Patienten wissen zu wollen. Dass es ein Patient war, genügte.

Kein Zweifel, er wusste, es war ein Schweizer Gardeoffizier. Und aus Delikatesse wollte der Doktor ihm jeden Anflug von Angst ersparen, dies Wissen könnte ihm später Ungelegenheiten verschaffen. Von Rechts wegen hätte er ihn ja gesund pflegen müssen, um ihn nachträglich der Guillotine auszuliefern, die — es war an dem Entsetzlichen nicht zu zweifeln, schon die Häupter mehrerer seiner Kameraden zu Fall gebracht hatte. Nein, von seinem Arzt befürchtete Gerold nicht das Geringste, das versteht sich. Aber wer weiss, vielleicht spielte der Arzt den Vogel Strauss aus einiger Befürchtung auch für sich selbst? Um so mehr, als er ja Deputierter war.

„Wie bist Du denn an ihn geraten?“ erkundigte sich Gerold. „Zu Dreien bin ich gerannt, kaum warst Du hier geborgen“, gab Marianne Bescheid. „Alle weg! Wie ich über die Feuillants-terrasse renne, leert sich der Sitzungssaal. Den ersten besten Deputierten pack ich am Rockaufschlag: Einen Arzt, es geht ums Leben! „Wenn's ums Leben geht, wende Dich an den da!“

Und grinsend schiebt er mich unserm Doktor zu. Der ist todmüde, unverkennbar, aber ich bin unerbittlich, schlepp ihn hier herauf, Treppe um Treppe; mit einem Seufzer macht er sich ans Werk. An dieser Stunde hing's, dass Du durchkamst." Sie presste ihn zärtlich.

Es war klar: der Arzt musste ihn heilen, der Deputierte hätte ihn der Polizei übergeben müssen. Aber trieb er die Vorsicht, ja das Misstrauen nicht zu weit, wenn er die Frage nach seinem Namen mit einem schroffen: „Das tut nichts zur Sache”, abschnitt; der anderen, wie er im Notfall zu erreichen wäre, auswich: er wohne zu weit weg, ein Kollege sei zu rufen. Dass er gar auf Rezepten seine Unterschrift unleserlich anbrachte; nur ein G... war als Anfangsbuchstaben zu entziffern.

„Was tuts!” schüttelte Marianne die Grübeleien ab. „Weisst Du denn sicher, ob Du wirklich meinen Namen kennst? Wer bin ich? Was bin ich? Vielleicht weiss ich es nicht einmal selbst!” Sie trällerte übermüdig.

Was gab Gerold die heilsameren Kräfte? Mariannes unbefangene Lebensheiterkeit, des Doktors sorgender Geist? Zwar, die leichten Fieber, die Schwächeanfälle, das Stechen — der Arzt schätzte seine Kunst geringer ein als der Patient.

„Mag sein, in ein paar Wochen kann ich Sie entlassen”, gab er fast widerwillig zu. „Aber einen Denkzettel behalten Sie fürs Leben.” Dann, gleichsam tröstend und mit ein wenig Neid: „Nun, eine solche Wunde ist wie ein Orden für die Sache, der Sie gedient haben.” Seine Augen blieben untersuchend auf die Brust geheftet. „Ein Mal, ein Ehrenmal, im Dienste... hm...” Er verschluckte den Rest.

„Es wird mich immer auch an Sie erinnern. Erinnerung und Zukunft verdank ich ja Ihnen.”

„Mögen Sie mir dies nicht nur danken, sondern dafür danken können.”

„Sie nehmen das Leben schwer”, wagte Gerold. „Ich will Ihnen gestehen, dass auch mir dies Geschenk des Lebens — seltsam unhöflich, dies dem Schenker ins Gesicht zu sagen — oft fragwürdig erscheint. Nicht eben in diesen Tagen, aber zuvor, und wer weiss, wie bald wieder.” Der Doktor schien diesmal zwar nicht zu reden, aber wenigstens zu hören geneigt. „Ein leichter Tod, ein rascher Tod — ist lange nicht das

Schlimmste. Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende." Dies Wort schien dem Alten zu gefallen; vielsagend und fast eifrig nickte er. „Ich habe es ja", fuhr Gerold, dadurch ermuntert, fort „in gewissem Betracht am 10. August erlebt, das Ende mit Schrecken. Und den Schrecken ohne Ende zuvor, drei Jahre lang. Verstehen Sie mich? Doch, gewiss, Sie verstehen mich, wenn ich befüge: darnach war das Ende mit Schrecken wie eine Befreiung, eine Erlösung. Irgend etwas wie Genugtuung und Triumph war das letzte, was ich „sterbend" empfand, als der Kerl mir mit dem seltsamen breiten, an ein Fallbeil erinnernden Eisen den Schlag versetzte."

Warum sah ihn der Doktor auf einmal so scharf, stutzig, misstrauisch an? „Eine Anspielung?" fragte er aufgebracht, fast feindlich.

Eine Anspielung? worauf? Es bedurfte vieler Beteuerungen, bis er sich beruhigte. „Ich dachte, Sie hätten herausgebracht, wer ich bin", murmelte er.

„Keineswegs. Aber ich habe mir vorgenommen, da Sie mir heute zum erstenmal zu sprechen erlaubten, Ihnen meinen Namen zu nennen. Als Vertrauensbezeugung. Ich bin ja sicher, dass Sie mich nicht auf die Füsse stellen", setzte er lächelnd hinzu, „um mich den Gang zum Schaffott nehmen zu lassen."

Der Doktor hob in heftiger Abwehr die Hände. Ich weiss, was er argwöhnt, durchfuhr es Gerold. Und rasch fügte er bei: „Nicht dass ich Sie durch Preisgabe meines Namens zu der des Ihrigen nötigen will! So gern ich diesem Namen eine Ehrentafel in meinem Innern errichten würde."

„Eine Ehrentafel!" fuhr der Arzt auf. „Sind Sie so sicher, dass es eine Ehrentafel sein würde? Ja, ich habe etwas zu verbergen. Meinen Namen, doch nicht meine Person. Die ist rein, ich kann es heilig beschwören." Und er hielt die peinlich reinen Hände wie zum Beweise Gerold hin. Der ergriff, schüttelte sie. Dankbar zuckte es über das gramvolle Antlitz.

„Sie sind Patient. Ich Arzt. Das genüge. Verschweigen wir beide unser Geheimnis. Zwar — ich kenne das Ihre, und Sie — ich fürchte, Sie werden das meinige entdecken. Sei's mir genug, wenn Sie nicht darnach forschen."

\*

War es denn möglich? Man scherzte, man lachte, man presste sich in Lust aneinander? Und draussen huschte das Entsetzen vorbei, vor den geschlossenen Fensterläden. Nein, es drang durch ihre Ritzen, es flatterte angstvoll in der schwülen Kammer, es schlüpfte in die lachenden Kehlen, es verählte sich im Herzen mit der Lust selber, peitschte ihren Schlag noch heftiger an. Oder lachte, liebte man, presste man Gesicht an Gesicht, um das Grauen nicht umgehen zu sehn und zu hören?

Welche Unruhe. Welch scheue Seitenblicke. Welch fahrig Handbewegungen, welches Tuscheln in den Winkeln, auf den Stiegen. Welche Erwartung in den Strassen. Was bereitete sich vor? Es hatte noch keine Gestalt und doch ging es schon um, sein Atem, der jeden anwehte, dieser lärmende Atem sagte: ich bin da. Ich bin der Schrecken!

Generalmarsch. Am 29. August, Abends. Hausdurchsuchungen, tagelang. Unberechenbar, da, dort. Menschen wurden aus Kellern gerissen, hinter Schränken hervorgeholt, aus Verkleidungen herausgeschält, abgeführt, von Gefängnistoren eingeschlungen. Nach niemand wurde so gefahndet wie nach Schweizergardisten. Sie haben wieder einen — und dort zweie — und in der Nebenstrasse einen Offizier.

Wenn die Türschelle tönte, wenn es klopfte, klopfte das Herz auf. Zehnmal umsonst. Der Würgengel ging vorüber. Im Haus nebenan wurde ein Unschuldiger gefasst, auf ihn war der Pflichteifer abgelenkt, Gerold, der Schuldige, dadurch gerettet.

Oder war's nur Aufschub? Denn der Blutdurst wuchs ins Unerträgliche. In allen Gefängnissen tagte Gericht. Verbrecher ernannten sich zu Richtern, Henker setzten sich aus eigner Machtbefugnis ein. Das Unterste kam zu oberst. Jahrelang gespeicherte Rache entlud sich in Stunden. Waren es Hunderte, Tausende, die geschlachtet wurden? „Settembrisert“ — nannte man's, denn damit begann der September. Und nichts berauschte wie Schweizerblut. In der Abbaye waren es dreissig von der Garde, im Châtelet acht ihrer Offiziere, an denen das Gemetzel der Tuilerien nachgeholt wurde.

Wie es sich gerade ergab, mit dem, was eben zur Hand war: Spiess, Axt, Hammer, Dolch. Doch über allen Mordinstrumenten thronte die Guillotine, — Wahrzeichen, Sinnbild, Mittelpunkt,

Königin der Eumeniden. Wie sie auch allen voraneiferte, man konnte ihr nicht das Ganze zumuten. Man konnte nur lernen von ihrem Eifer, ihrer Kunst, konnte sie nur nachahmen.

Ihr Lob ward überall gesungen. Wie eine Dame ihre Troubadours, hatte sie ihre Strassensänger, ihre Lautenspieler, ihre Drehorgelmänner. Vom Pflaster herauf drang's bis in die Mansarde: „Madame Guillotine, Du bist mänersüchtig...“. Beifallsgekrisch, Zoten, Flüche. Entsetzt stiess Marianne die Fenster zu. —

Dass Gerolds Fieber stiegen, die Kräfte sanken — war das verwunderlich? Aber schlimmer als dem Patienten setzte der Terror dem Arzte zu. Er schien gehetzt, verfolgt, unterwühlt, Tage alterten ihn wie Jahre. Dass Gerold entsetzt die Hände vors Gesicht schlug, als ihm nicht länger zu verschweigen war, dass Major Bachmann, sein Vorgesetzter, der Held der Tuilerien dort eben, angesichts des eroberten Königsschlosses, das Haupt unter die Guillotine gelegt worden, — hätte es anders sein können? Aber dass der Arzt, der sachlich-strenge, in einen Weinkampf ausbrach? War er etwa ein Freund des Hingerichteten oder hatte er dessen Schicksal für sich selber zu befürchten?

Nun gar, als von der Strasse zufällig jenes grelle Couplet ertönte — das Messerchen, mit dem er eine Naht in Gerolds Wunde aufzutrennen im Begriff war, — das Messerchen entfiel ihm, totenbleich lehnte er zurück: jedes Wort, das heraufschlug, schien ihn wie mit einer Klinge zu treffen:

Madame Guillotine!  
Trotz der scharfen Miene  
Bist du mänersüchtig.  
Madame Guillotine  
Gern bediene  
Ich dich tüchtig,  
Ich, dein Angestellter,  
Sanson, dein Zuhälter.  
Mit den feinsten Cavalieren  
Will ich prompt dich regalieren,  
Madame Guillotine!

Leg den blanken Arm  
Um die stolzen Nacken!  
Horcht! Dassgotterbarm  
Wie die Knochen knacken!

Marianne, Gerold selbst stützten den Doktor. „Wissen Sie endlich, wer ich bin!” brachte er nach schweren Atemzügen hervor.

„Ja, ich bin der Doktor Guillotin”. Kaum hörbar würgte er den Namen hervor. Zögernd nur hob er den Kopf. Gerolds Miene schien ihn zu erleichtern. Ruhiger fuhr er fort: „Sie verstehen nun, dass ich lieber mein Können als meine Visitenkarte vorlege. Wenn mir endlich einmal wie hier das Glück blüht anonym sein zu dürfen. Aber dann packte ihn wieder die Bitterkeit, der Abscheu. „Ein furchtbarer Name, nicht wahr? Nennen Sie mir einen furchtbareren! Rasch, rasch! Haha, keiner fällt Ihnen ein! Nero? Caligula...? Marat? Vielleicht übertrifft eines Tags dieser Name den meinen. Ueberhaupt, die Zeit ist angetan Konkurrenten zu züchten, die mir den Rang ablaufen! Ein Trost. Welch ein Trost! — Bluttriefend dieser Name! Glauben Sie, dass ich mich weniger vor ihm fürchte als Ihr Alle?”

Er keuchte. Er hielt die Hände an die Ohren gepresst, bis ihn Gerold an die Schulter rührte: „Sie sind ein guter Mensch.”

„Leugnen Sie es nicht, auch Sie haben mich — will sagen diesen Guillotin für ein Monstrum gehalten. Sie, wie alle Anständigen. Und die Septemberschlächter klopfen mir auf die Schulter wie einem ihresgleichen. Wie einem vom Handwerk.” Er schüttelte sich, als wehrte er die schändende Vertraulichkeit ab. „Ein Bluthund, ein Henkersknecht, ein Lustmörder! So geh ich in die Geschichte ein!”

„Man wird lernen Ihre Erfindung von Ihrer Gesinnung zu trennen.” Doch Gerolds Trost schien Oel ins Feuer zu giessen.

„Meine Erfindung! Da haben wir's wieder. Der nach seiner Erfindung mit Recht so genannte Docteur Guillotin”, zitierte er mit rauhem Lachen. Nein, nicht einmal erfunden habe ich den unseligen Apparat. Angeregt höchstens. Am 10. Oktober 1789 — so ein Datum behält man — habe ich der konsti-

tuierenden Versammlung meinen Antrag gestellt: Dass Familienangehörige durch einen Verbrecher nicht mehr difamiert werden dürften, sein Vermögen nicht eingezogen werden sollte; dass für Schuldige jeden Ranges gleiche Strafe gelten möge, und als äusserste Strafe die Enthauptung. Sie ganz abzuschaffen, die Todesstrafe, dazu war leider Gottes keine Aussicht. War das der Antrag eines Unmensch? Aber er wurde zum Keim meines Unheils. Er veranlasste mich über den Strafvollzug nachzudenken und zu beantragen, die Enthauptung sei — merken Sie sich den genauen Wortlaut! — mittels eines einfachen Mechanismus zu vollziehen. Kein Theaterwitz hatte einen solchen Erfolg. Ich verstehe noch heute nicht warum. Verstehen Sie? Doch! die Frivolität einer verderbten Gesellschaft macht sich das Ernsteste zum Witz. „Es ist wahr“ fuhr er etwas zögernd fort, „ich habe mich im Eifer für die gute Sache etwas ungeschickt ausgedrückt: Meine Maschine, sagte ich — gemeint war die Maschine, die ich nach reiflichem Studium und Zuziehung von Experten wie Sanson als die geeignetste in Aussicht genommen — nicht etwa selber erfunden — meine Maschine, sagte ich im Eifer, köpft Sie im Augenblick und ohne dass Sie dabei Schmerz verspüren. Von neuem gräuliches Gelächter! Zugegeben, wenn die Kollegen an der Constituante meinen Satz wörtlich, aus Böswilligkeit wörtlich nahmen . . .“

„Ich verstehe schon“, kam ihm Gerold zu Hilfe, „jeder Fachmann erklärt in dieser Form sein Fabrikat: Dieser Schuh wird Ihnen sitzen . . ., diese Pillen werden Ihnen Erleichterung schaffen . . .“

„Nichtwahr!“ rief Guillotin dankbar. „Eine harmlose Entgleisung, nichts weiter. Aber da hat der Spott eingehakt; niemals mehr habe ich ihn losgebracht von meiner Person. Ich schien geboren, mit Spott und Schande beworfen zu werden.

Und dabei war damals der Mechanismus noch gar nicht ausgedacht. Und kein Mensch wird den Beweis aufbringen, dass ich mich mit seiner Erfindung, seiner Ausarbeitung abgeben wollte. Aber sogleich stürzten sich Lieferanten auf diesen neuen Artikel. Angebote, Eingaben, Rapporte! Nach langem Markten hat ein gewisser Tobias Schmidt für 824 Livres einen perfekten Apparat konstruiert. Soviel ist richtig, ich musste da-

bei sein — denn man liess mir anders keine Ruhe —, als er letztes Frühjahr im Hof der Salpêtrière einigen Aerzten zur Probe — versteht sich zur Probe an Leichnamen — vorgeführt wurde. Der Mechanismus bewährte sich. Auch bei der — wie sagt man doch — bei der Einweihung auf der Place de Grève. Der Pöbel zwar war enttäuscht, er hatte nicht genug zu sehen bekommen und trällerte ein rohes Couplet: Gebt mir meinen Holzgalgen wieder, meinen lieben alten Galgen.

Der Pöbel hat sich eines Bessern besonnen. Die neue Methode ist ihm ans Herz gewachsen. Es ist furchtbar, welchen Zuspruch dieser Mechanismus findet. Zuerst war's der Kopf eines gemeinen Diebes. Die Klientel ist feiner geworden; jetzt sinds schon Obersten, Minister, Herzöge. Und Frauen — denken Sie! Frauen beugen sich darunter.

Des Doktors greller, gequälter Hohn war in hülflose Furcht abgefallen. „Jetzt steht der Mechanismus auf der Place du Carrousel, gegenüber dem Tuilerientor, das Sie verteidigten. Er wird sich für diese Promotion dankbar erweisen. Dem König hat man schon die Krone abgerissen; wie, wenn die Krone nicht genügt? Man munkelt, es soll ihm der Prozess gemacht werden, — und heute wird kurzer Prozess gemacht. — Und all diese Gewalt, Rachsucht, Infamie — mit meinem Namen wird sie genannt. Die Augen der ganzen Welt sind weit aufgerissen vor Schreck auf das Gerüst gerichtet, das meinen Namen trägt! — Ich bin berühmt — bei Gross und Klein! Der Spengler um die Ecke: wenn ich vorbeigehe, schrekt er seinen ungezogenen Jungen: parier', sonst besorgt's dir der Doktor Guillotin. — Neulich, hier auf der Treppe: womit vergnügen sich die Kinder? Sie köpfen ihre Puppen und verwünschen mich, wie ich ihnen ihr abscheuliches Spielzeug — oh eine getreue Nachahmung! — zerschlage.

Die Roheit, die unmenschliche Roheit der Menschen! Er sprang verzweifelt auf. „Und wissen Sie, weshalb ich diesen Mechanismus empfahl? Um der Roheit zu wehren, die mir das Herz abdrückt. Aus Humanität! Ein Philantrop bin ich. Warum lachen Sie nicht? Ist es nicht zum Lachen?”

Er setzte sich erschöpft aufs Fussende des Lagers. „Mein Vater mahnte mich auf dem Sterbebett: Mach unserm guten

Namen Ehre! Das war mir heilig ins Gewissen gebrannt. Ich bin Arzt geworden, den armen Menschen zu helfen. Ich hab mich zum Deputierten wählen lassen, einen bessern Weltstand heraufzuführen.

Und wenn schon Todesstrafe sein muss, das präokkupierte mich, dann um Gottes Willen die zweckmässigste und präziseste, die rascheste und unfehlbarste, die fachlichste, sachlichste. Ich meine: die humanste! Nein, das ist keine Grille, kein Spleen; ein heiliges Anliegen ist es mir.” Und, jedem nur möglichen Einwand zuvorkommend, drängte sich seine Rede hastiger. „Zerrissne Galgenschnüre, lebendig Begrabene — immer wiederholen sich solche Greuel. Das Beil — wer führt es? Dilettanten — Liebhaber hätt ich fast gesagt! Stümper wollte ich sagen, aber ja: auch Liebhaber grausiger Art: Sadisten; stumpf-rohe Schlächterburschen bestenfalls! Ist ein Menschenhaupt ein Ochsenkopf? Es ist das edelste Gebilde der Natur.

Mir fuhr ins Mark, was mein Grossvater aus dem vorigen Jahrhundert meinem Vater überlieferte, und dieser mir: Eine Kindsmörderin soll geköpft werden. — Ach, das ist auch so ein Schandkapitel: die armen Kindsmörderinnen! — Der Scharfrichter zittert mehr als sein Opfer. Mein Gott, wer weiss, vielleicht hat er diesen blutjungen Leib einmal im Tanz geschwungen, an sich gezogen... Er bittet das Volk, das in lüsterner Neugier ums Blutgerüst steht, stotternd um Nachsicht. Ihm mangle die Uebung; durch langes Fieber sei er zudem geschwächt. Wirklich, den ersten Schlag tut er so ungeschickt, dass er dem Mädchen den Kinnbacken zerschlägt. Der Pöbel ziischt ihn aus wie einen steckengebliebenen Komödianten, bewirft ihn mit Steinen. Er bittet — ich frage Sie: taugt ein solcher Mensch zum Scharfrichter? und: weshalb taugt er nicht dazu? weil er zu gut dazu ist! also: er bittet statt der Delinquentin hingerichtet zu werden. Aber sein Weib springt aufs Gerüst, zwängt ihm das Beil in die Faust. Diesmal hackt der Unselige dem Opfer in die Schulter. Wilder heult die Volkswut. Ihr zu entgehen, versucht sein Weib der Blutenden mit Tritten, mit einem Strick um den Hals, mit einer Schere den Rest zu geben. Die Pfaffen flüchten entsetzt, die Menge reisst Henker und Henkersfrau vom Schaffott unter ihre Füsse und macht ihnen den Garaus.”

Der Doktor schöpfte Atem, tupfte sich den Schweiß von der Stirn. „Solche Greuel zu verhindern war mein einziger Wunsch.“

„Sie verhindert zu haben muss Ihnen jetzt in der Verkennung ein Trost sein.“

„Hab ich sie denn verhindert?“ höhnte Guillotin sich selbst. Hat jener unselige Mechanismus nicht alle Mordbuben ange-  
spornt, an Vernichtung mit ihm zu wetteifern? Tausend Menschen sollen so oder so settembrisieret worden sein. Hat er ver-  
hindert, dass die sanfte Prinzessin de Lamballe wie man's nicht  
zu sagen wagt, abgeschlachtet, zerstückt, zerstümmelt wurde,  
dass... Genug, genug“, schnitt er sich selbst das Wort ab.

„Wären nicht alle so martervoll gequält worden ohne die — ohne den Mechanismus?“, versuchte Gerold ohne rechten Glauben einzuwenden.

„Hätten nicht viele in den Kerkern die Tage der Pöbeljustiz überstanden ohne die fabrikmässige Massenspedition ins Jen-  
seits, die erst dieser verruchte, unmenschliche Mechanismus zustandbrachte? Arbeitet er in seiner seelenlosen Unbeteiligt-  
heit nicht mit einer grausigen Promptheit und Gleichgültigkeit, als schnitte er Latten oder Würste? Ist nicht jener stümpernde zitternde Mann mit dem Beil am Ende menschlicher als dieser unfehlbare, handlose, herzlose Mechanismus? Selbst das ist in Frage gestellt! Ist nicht die Kanone verruchter als der Zweikampf Aug in Auge? Kippt nicht die Sachlichkeit, der ich nach-eiferte, tückisch in Unmenschlichkeit um? Wächst nicht die Ma-  
schine — und überall erheben Maschinen ihre Stahlstirn, ihre Panzerfaust — dem Menschen über den Kopf? Beugt sie ihm nicht den seinen, decapitiert sie ihn nicht? — Ich liege stundenlang wach über solchen Grübeleien, Reihen von Vermutungen, folternden Gedankengängen, und ich fahre aus dem Halbschlaf, weil ich glaube einen Kopf auf den Boden kollern zu hören. Und alles nur, weil ich gewissenhaft mein Bestes getan, weil ich unserm Namen Ehre machen wollte.“

„So teuflisch die Tücke des Schicksals Ihnen mitgespielt“, wagte Gerold einzuschlieben, „geht es im kleinen nicht jedem ähnlich? Mit wildem Zufall verteilt Fama Ruhm und Schande, Posaunenruf und Vergessenheit. Fama und Historia! Gerechtigkeit ist nirgends.“

„Denken Sie nicht die persönliche Unbill, die traurige Befürchtung sei mein ganzes Leid. Auch wenn meine schreckliche Tochter nicht meinen Namen schändete, — mich quälte das Gewissen, sie in einem unbedachten Augenblick ins Leben gerufen zu haben. Durch den Samen meines Worts bin ich ihr Vater.“

„Sie sind übergewissenhaft“.

„Kann man zuviel Gewissen haben?“ fragte der Alte. „Vielleicht hätte ich die Folgen ausdenken müssen.“

Guillotins Selbstqual rührte Gerold. Woran jener krankte, stand nicht ein Keim dazu in ihm selbst? So galt sein Einwand ihm wie dem Hörer: „Die Folgen sind unabsehbar. Selbst die Folgen des Kleinsten. Ueberschauten wir sie, wir wären nicht fähig den Finger zu rühren.“

Guillotin nickte nachdenklich. „Wohin führt mein kleiner humarer Gedanke? Und wohin die grosse humane Sache unsres Geschlechts? Die Menschenrechte, für die wir brennen, die Freiheit, die Gleichheit...? Zum Septemberschrecken“, fügte er tonlos hinzu.

„Und darüber hinaus — unabsehbar“, rang sich Gerold ab.

Dass Guillotin ein offenes Ohr gefunden, sein Herz auszuschütten, schien ihn erleichtert zu haben.

„Fragen über Fragen... Dennoch, man tut, was man für seine Pflicht hält. Ich werde, Guillotin hin, Guillotin her“ — nun hatte er's vermocht das gemiedene Wort über die Lippen zu bringen — „den Puls fühlen, den Torax beklopfen und Geschwüre schneiden, so gut, so schlecht ich's kann — mag mich auch einmal ein Patient verfluchen, weil ich ihn gerettet habe.“

Er erhob sich. „Wo kann ich meine Hände in Unschuld waschen?“ fragte er nüchtern und reinigte peinlich und pedantisch Finger um Finger. „Da es mir allzugut gelang dem Tod in die Hände zu arbeiten, will ich um so demütiger dem Leben dienen. Sofern“, fügte er mit aufkeimendem Humor hinzu, „sofern Madame Guillotine nicht am eignen Urheber ihre Vortrefflichkeit erweisen will. — Mögen auch Sie ihr entgehen. Reisen Sie, sobald die Kraft reicht, aus dem unseligen Frankreich. In Ihre gute Heimat. Nein, Ihren Namen will ich nicht wissen. Und nichts von Dank. Und — Verschwiegenheit! Es würde Ihnen doch niemand glauben, dass Guillotin Sie ins Leben zurückbefördert hat!“